

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte_elektronisch>

Frank Unterberg

**Sprache ist machbar:
Anmerkungen zu Joachim Heinrich Campe
und der Sprache wissenschaftlicher Arbeiten**

*Faszination
Sprache*

elise@uni-essen.de

<http://www.elise.uni-essen.de>

Sprache ist machbar: Anmerkungen zu Joachim Heinrich Campe und der Sprache wissenschaftlicher Arbeiten

Frank Unterberg (Duisburg-Essen)

„Die Sprache soll ja kein leeres Schellengeklingel,
sondern Ausdruck des Gedachten, und zwar für
vernünftig denkende Wesen sein.“

Joachim Heinrich Campe

1 Einleitendes: Campe und die Machbarkeit von Sprache

Ist etwas ‚machbar‘, so ist es laut Duden

„**a**) *sich (bei gegebenen Voraussetzungen, bei gutem Willen o. Ä.) ausführen, verwirklichen lassend; realisierbar [...]; b) so zu gestalten o. Ä., wie es gewünscht wird od. wie jmd. es sich vorstellt; manipulierbar [...]*.“ (Duden: Deutsches Universalwörterbuch 2001, 1038)

Und wenn dieses Etwas Sprache ist? Dass die unter b) gegebene Bedeutungserklärung für Sprache zutrifft, leuchtet unmittelbar ein: Wir können unsere sprachlichen Äußerungen in bestimmter Weise gestalten, sie verschiedenen Situationen anpassen, uns an Sprachregelungen halten, solche formulieren etc. Doch auch a) lässt sich auf Sprache anwenden:

„Aus dem Sprechen [...] erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und System von Regeln, und wächst [...] zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an. [...] Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders hervorbringen kann, als ich thue [...].“ (Humboldt 1968 [1827–1829], 180-181)

Durch das Sprechen verwirklichen wir Sprache – sie wird mit jedem Sprechen ‚gemacht‘. Auch Sprache ist also in zweierlei Sinne ‚machbar‘: Sie kann a) überhaupt und b) in bestimmter (gewünschter, vorgeschriebener) Weise verwirklicht werden.¹

¹ Streng genommen ist es nicht die Sprache, sondern die sprachliche Äußerung, die verwirklicht wird und vernehmbar ist: Sprache ist „kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energiea)“, die „eigentliche Sprache [liegt] in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens“ (Humboldt 1968 [1830–1835], 46). Hier ist nicht der Ort, das sprachphilosophische Grundproblem von Sprache und Sprechen zu vertiefen, doch bleibt hinzuzufügen, dass eine völlige Ausblendung der Sprache zu Gunsten des Sprechens – die Humboldt keinesfalls im Sinn hatte – abzulehnen ist. Denn: „Sprechen meint keine creatio ex nihilo, sondern die Aktualisierung und Aneignung von etwas potentiell Wirklichem in dem Sprechen des Menschen. Dieses potentiell Wirkliche ist jene ‚Sprache‘, in der der Mensch, will er Mensch sein, immer schon lebt. Deshalb ist die Sprache Ergon, sofern sie Energiea und Energiea, sofern sie Ergon ist.“ (Menze 1965, 231)

Wenn nun im Titel dieses Aufsatzes nicht allein von der Machbarkeit der Sprache, sondern ebenso von Joachim Heinrich Campe (1746-1818) die Rede ist, so mag der Campe-kundige Sprachwissenschaftler² zuerst an den unter b) formulierten Aspekt von Machbarkeit denken: Campe – Pädagoge, Theologe, Jugend- und Kinderschriftsteller, Verleger und Sprachgelehrter in einer Person – ist der germanistischen Sprachwissenschaft zwar auch als Wortschöpfer³ und Verfasser des fünfbandigen „Wörterbuches der Deutschen Sprache“⁴, vor allem aber als Sprachreiner bekannt, der genaue Vorstellungen davon hatte und verbreitete, wie Sprache – genauer: die deutsche Sprache – zu gestalten sei. Neben vielen anderen Schriften ist es vor allem Campes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“, das seinen Ruf als „wohl eifrigste[r] und radikalste[r] Sprachreiner des 18. Jahrhunderts“ (Brekke 1993, 60) begründet. In der Tat bemühte er sich bis zu seinem Tode, fremdsprachliche, in der Hauptsache französische Wörter aus der deutschen Sprache zu verbannen, was ihm schon zu Lebzeiten Kritik, bisweilen Spott einbrachte, so z. B. von Goethe und Schiller.⁵ Dass sich auch Jacob Grimm, „Stammvater unserer Germanistik und Altmeister der neueren Sprachwissenschaft“ (Sanders 1992, 3), ablehnend über Campes Schaffen ausließ (vgl. Grimm 1984 [1854], XXIV–XXV), hat sicherlich mit dazu beigetragen, dass es bis heute nicht eben populär ist, auf Überlegungen Campes zurückzugreifen.

Dennoch: Sieht man von Campes puristischer Zielsetzung und vielen unglücklichen Verdeutschungsversuchen⁶, die in viele Sammlungen sprachschöpferischer Kuriositäten eingegangen sind, ab, so finden sich in seinen Schriften zahlreiche Überlegungen, die nicht nur sprachwissenschaftlich verwertbar sind. Auf einige diese Überlegungen soll hier zurückgegriffen werden, um sie mit der Problematik wissenschaftlichen Schreibens in Beziehung zu setzen. Es gilt nämlich das, was Ludwig Fertig herausgestellt hat: „Für Campe ist Sprache machbar, Stil ein Produkt vernünftiger Überlegung, erlernbar [...]“ (1977, 197) Auch das wissenschaftliche Schreiben, der Gebrauch von Sprache in wissenschaftlichen Texten, ist erlernbar, ein Produkt vernünftiger Überlegung – mit einem Wort: machbar.

² Wenn im Folgenden von ‚Sprachwissenschaftlern‘, ‚Dozenten‘ oder anderen Personen die Rede ist, sind selbstverständlich auch Sprachwissenschaftlerinnen, Dozentinnen etc. gemeint.

³ Campe hat in seinen Schriften etwa 3400 eigene Wortschöpfungen zusammengetragen, doch ist, so Guido Holz (vgl. 1950, 51), für etwa 600 von ihnen Campes Anspruch auf Urheberschaft zurückzuweisen. Durchgesetzt haben sich ca. 200 Wortschöpfungen Campes, so z. B. *Begriffsbestimmung*, *Bitsteller*, *Dehnungszeichen*, *Druckbuchstabe*, *Gebärdensprache*, *Hochschullehrer*, *Öffentlichkeit*, *Randbemerkung*, *tatsächlich*, *Vorausage* oder *Zerrbild* (vgl. Holz 1950, 95-96). (Der Begriff der Wortschöpfung ist hier zugebenermaßen sehr grob gefasst.)

⁴ Um genau zu sein: Nicht von Campe, sondern von seinem Mitarbeiter Theodor Bernd stammt „jeder Satz der Wörterbuchartikel [...], sofern er nicht von Adelung abgeschrieben wurde“ (Henne 1969, VI*). Campes Beitrag zur Entstehung des Wörterbuches beschränkte sich u. a. darauf, seine in vielen Jahren angewachsene Sammlung von Wörtern einzubringen und die Vorreden zu verfassen (vgl. Campe 1969 [1807], VII).

⁵ So heißt es in einer von insgesamt drei Xenien, in denen sich Goethe und Schiller Campes annehmen: „Der Purist./Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,/Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.“ (Goethe; Schiller 1893 [1796], 40)

⁶ Holz urteilt über Campes Wirken als Sprachreiner und Wortschöpfer: „Eine ganze Reihe von Wörtern ist recht plump und umständlich. Hinter ihnen steckt mehr tüftelnder Verstand als lebendiges Sprachgefühl.“ (Holz 1950, 89) Holz nennt hier z. B. *Bekehrungsgesandter* (für *Missionar*), *Denksonderbarkeit* (für *Paradoxon*) und *Haderlehre* (für *Polemik*) (vgl. 89).

2 Zur Problematik wissenschaftlichen Schreibens

Die schriftlichen Arbeiten vieler Studierender, so die bekannte Klage von Dozenten, weisen hinsichtlich ihrer sprachlichen Qualität Defizite auf. So hält Ulrike Pospiech (1999) als Ergebnis einer 1998 an der Universität Essen durchgeführten Befragung von Dozenten (diese waren aufgefordert, die Fähigkeiten Studierender in Sachen wissenschaftlichen Schreibens einzuschätzen) fest:

„In [...] [dieser] Befragung [...] brachten Dozentinnen und Dozenten studentische Schreibfähigkeiten [...] auf die Formel ‚Sprachfehler, Rechtschreibfehler, Vertextungsschwächen, Mangel an metatextueller Information‘. Die Formel erfasst Fähigkeiten der Textkonstitution, aber auch Sprachfähigkeiten im Allgemeinen. Unsicherheiten in Rechtschreibung und Ausdruck werden ebenso konstatiert wie ‚mangelnde Fähigkeit, mit der deutschen Sprache umzugehen‘, ‚geschraubter, unbeholfener Stil‘, ‚formale Ungenauigkeiten‘ und ‚fehlende Strukturierung‘. [...] Die Ergebnisse der Umfrage zeigen so, dass viele Lehrende Schreibschwierigkeiten als Sprachschwierigkeiten interpretieren, die sie in normierten Bereichen ausmachen.“ (Pospiech 1999, 275-276)

Klammert man Normen und Regeln, wie sie für die Produktion eines jeden Textes bestehen und jederzeit nachgeschlagen werden können (Rechtschreibung, Grammatik etc.), einmal aus, so verbleiben jene, die speziell für die Produktion wissenschaftlicher Texte gelten und deren Umsetzung für viele Studierende ein Problem darstellt. In Workshops zu „Grundlagen wissenschaftlichen Schreibens“⁷, die die Essener *Schreibwerkstatt* in jedem Semester mehrmals und fächerübergreifend durchführt, werden die Teilnehmer zu Beginn gebeten, in einem Fragebogen die für sie wichtigen Aspekte wissenschaftlichen Schreibens zu nennen oder aus einer bestehenden Liste zu wählen: 53 Prozent aller Befragten geben hierbei die „Sprache einer wissenschaftlichen Arbeit“ an, nehmen diese also als einen Problembereich wahr.⁸ Zwar gibt es eine ganze Reihe von Büchern, die sich dem Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten und damit der Frage widmen, wie die Sprache einer wissenschaftlichen Arbeit zu gestalten ist, doch ist davon auszugehen, dass von den Studierenden auch solche Texte als Muster wissenschaftlichen Schreibens angesehen werden, denen sie im Studium begegnen. Problematisch ist, dass viele dieser Texte, so die Formulierung Ulrich Schmitz', als „intellektualistische Texte“ (1995, 328), ja als „[i]ntellektuelles Geschwätz“ (319) zu bezeichnen sind:

„Durchweg suggeriert das sprachliche Gewand ein gedankliches Niveau, das bei näherer Prüfung nicht erreicht wird. Durch stilistische Besonderheiten scheint der Text mehr Sinn und Verstand zu enthalten, als wirklich der Fall ist. [...] Der Anschein ungewöhnlicher geistiger Höhe wird hauptsächlich durch zwei Mittel erzeugt. Zum einen werden viele Wörter verwendet, die im Alltag selten oder gar nicht vorkommen (insbesondere Fremdwörter und Fachbegriffe), und zwar häufig so, daß der gleiche Gedanke mit gebräuchlicheren Worten ebenso treffend oder sogar besser und richtiger ausgedrückt

⁷ Zu Zielsetzung und Verlauf des *Schreibwerkstatt*-Workshops „Grundlagen wissenschaftlichen Schreibens“ vgl. Pospiech 2001, 74-78 und die Website der *Schreibwerkstatt* (<http://www.uni-essen.de/schreibwerkstatt>).

⁸ Diese Angabe bezieht sich auf 1716 Fragebögen, die in eine Datenbank (Stand: 16.01.2004) eingegeben worden sind.

werden könnte. Zum anderen werden Sätze derart lang und verschachtelt konstruiert, daß der Leser mehr Mühe zur Analyse des Satzes als zum Verständnis der vorgetragenen Gedanken verwenden muß. Wo die Menge schwieriger Wörter und die Länge und der Verschachtelungsgrad der Sätze durch die Schlichtheit der Gedanken nicht gedeckt ist, haben wir es mit intellektualistischem Stil zu tun.“ (Schmitz 1995, 328-329)

Schwierige und komplexe Sachverhalte und Gedankengänge in einer verständlichen Sprache darzustellen, ist nicht ohne Mühe zu leisten, jedoch kein Ding der Unmöglichkeit und somit machbar. Die Unverständlichkeit eines Textes liegt daher häufig nicht in der Nachlässigkeit oder dem sprachlichen Unvermögen seines Verfassers, sondern im fehlenden Willen zur Verständlichkeit begründet. In diesen Fällen, so muss man schließen, will der Verfasser nicht von allen seinen Lesern verstanden werden. Ihm geht es vielmehr darum, sich als „Mitglied einer intellektuellen Kaste“ (Schmitz 1995, 329)⁹ auszuweisen und vor der möglichen (nunmehr unmöglichen) inhaltlichen Kritik solcher Leser zu schützen, die nicht dieser Kaste angehören.

Ein jeder Wissenschaftler ist gehalten, sich in der „etablierten Sprache seiner Fachdisziplin“ (Teubert 1988, 9) auszudrücken, sich also einer Sprache zu bedienen, die zuweilen sehr von der Alltagssprache abweichen kann. Der Gebrauch einer jeweiligen Fachsprache – d. h. vor allem die Verwendung der Fachtermini – sowie das Befolgen jener Normen und Regeln, wie sie für das wissenschaftliche Schreiben in allen Fächern gelten (z. B. der Verzicht auf bildhafte Formulierungen), ist jedoch vom Gebrauch eines „gelehrten Jargon[s]“ (Teubert 1988, 10) zu unterscheiden:

„[...] [Die] Fachsprache ist nicht dasselbe wie der gelehrte Jargon; letzterer verwendet über die Erfordernisse der fachinternen Kommunikation hinaus bestimmte Stilelemente, die bewirken sollen, daß man einem Text möglichst schon von weitem ansehen soll, wie ungeheuer ‚wissenschaftlich‘ er ist. Dazu gehören auf syntaktischer Ebene beispielsweise stark verschachtelte Sätze, ein Übermaß an Substantivierungen und lange attributive Ketten, die allesamt der Verständlichkeit nicht gerade förderlich sind; im Wortschatz gehört hierher ein möglichst üppiger Gebrauch von Imponierwörtern wie *System*, *Parameter*, *Performanz*, *strukturalistisch*, *transzendental*, Wörter also, die in ihrer Häufung ein beinahe mystisches, typisch deutsches und daher unübersehbares Konzept von ‚Wissenschaftlichkeit‘ entwerfen. Solche Wörter sind keine Fachwörter; durch den häufigen Gebrauch in ganz unterschiedlichen Kontexten fehlt ihnen zumeist eine klar definierte Bedeutung.“ (Teubert 1988, 10)¹⁰

Von der Sprache eines wissenschaftlichen Textes wird verlangt, dass mit ihrer Hilfe Gegenstände, Sachverhalte und Gedankengänge präzise und deutlich dargestellt werden können. Von diesen darf sie nicht ablenken, sondern muss zu deren Gunsten zurücktreten (vgl. Bünting; Bitterlich; Pospiech 2000, 94-95). Es soll keinesfalls bestritten werden, dass ein wissenschaftlicher Text nicht auch sprachlich elegant sein kann, doch bestimmt sich diese Eleganz immer am besprochenen Gegenstand und lebt davon, dass sie vom Leser erkannt und als hilfreich, zumindest als nicht

⁹ Wolfgang Teubert bemerkt hierzu: „Wer in Deutschland Wissenschaftler werden will, dem nützt es, den gelehrten Jargon zu beherrschen.“ (1988, 10) Wer also noch nicht zur intellektuellen Kaste gehört, nimmt zumindest schon deren Jargon – in den Worten Theodor Icklers: deren „Imponiersprache“ (1978, 60) – an.

¹⁰ Teuberts Aufzählung von ‚Imponierwörtern‘ ließe sich fortsetzen: *Implikat*, *rekurrieren*, *Korrelat* etc.

hinderlich für das Verständnis empfunden wird. Aber: Die Sprache, die sich in der von Teubert und Schmitz beschriebenen Art von Texten findet, ist nicht elegant, sondern sperrig: Auf dem Weg zum Verständnis des Textinhaltes ist sie ein Hindernis.

Ist es verwunderlich, dass sich diese Sperrigkeit auch in den schriftlichen Arbeiten vieler Studierender wiederfindet? Müssen Studierende nicht annehmen, dass Unverständlichkeit den sprachlichen Stil eines wissenschaftlichen Textes auszeichnet? Viele Dozenten bemängeln die geschraubte, dabei aber Unbeholfenheit verratende Sprache studentischer Arbeiten (vgl. Pospiech 1999, 276). Dieses Problem ist den Studierenden durchaus bewusst: In den erwähnten Fragebögen der *Schreibwerkstatt* beklagen sie, zur „Wahl eines hohen Sprachlevels“ (Datensatz 361) gezwungen zu sein, ihr Sprachstil sei „zu blumig und zu kompliziert“ (802) oder werde „als zu bürokratisch bezeichnet“ (1646). Zudem neigten sie dazu, „zu umständlich zu schreiben“ (ebenefalls 1646).

Doch welches sind die Normen und Regeln wissenschaftlichen Schreibens, denen Studierende folgen können? Werden diese den Studierenden vermittelt? Ein Studierender beklagt „die unterschiedlichen Anforderungen zwischen den unterschiedlichen Professoren“ (890), ein anderer berichtet davon, von einigen Professoren darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, „nicht wissenschaftlich genug“ zu schreiben – wobei ihm diese nicht erklären konnten, „woran es läge“ (124). Dass es, so Teubert, „keinen einheitlichen deutlichen Wissenschaftsstil“ (1988, 11) gibt oder Normen und Regeln wissenschaftlichen Schreibens nicht vermittelt werden, muss den Studierenden das wissenschaftliche Schreiben als etwas erscheinen lassen, das nicht oder kaum zu bewältigen ist. Begegnen sie schließlich solchen Texten, die sich in erster Linie durch Unverständlichkeit auszeichnen, so führt diese Begegnung – dies als Vermutung ausgesprochen – zur Produktion von Texten, die ähnlich unverständlich sind wie ihre Vorbilder.¹¹ Nötig sind daher solche Texte, die explizit oder implizit Normen und Regeln wissenschaftlichen Schreibens, nicht aber Elemente eines intellektualistischen Jargons vermitteln: „Das Schreiben guter wissenschaftlicher Texte lernt man durch Lektüre guter wissenschaftlicher Texte und durch mehr oder weniger bewußte Übernahme ihrer Gestaltungsprinzipien.“ (Schrodt 1995, 301)

Es ist jedoch nicht nur die geschraubte Sprache, die Dozenten an den Arbeiten Studierender kritisieren: Ebenso beklagt wird die häufige Verwendung umgangssprachlicher Formulierungen.¹² Darüber hinaus fällt es vielen Studierenden schwer, dem in der Wissenschaft geltenden Gebot der Objektivität zu entsprechen, d. h. diese Objektivität inhaltlich und sprachlich umzusetzen¹³ – eine Schwäche, als deren Wurzel Richard Schrodt die schulische Ausbildung sieht:

„Ungeschicklichkeiten entstehen vor allem dadurch, daß Studienanfänger von allen diesen Gepflogenheiten [des wissenschaftlichen Schreibens – F. U.] noch zu wenig wissen und Strategien anwenden, die sie von der Schule mitbringen oder die sie intuitiv ausführen. Da werden Reduktionsformen literarischer Textsorten bedenkenlos auf wissenschaft-

¹¹ Eine solche Vermutung äußert auch dieser Dozent: „Es überwiegt die Neigung, Vorgemachtes zu kopieren, anstatt einen eigenen Stil zu entwickeln. Rezepte werden verlangt.“ (Zit. n. Pospiech 2001, 71)

¹² Die Gefahr eines Abgleitens in umgangssprachliche Formulierungen wird auch von den Studierenden selbst gesehen: „[I]ch schreibe zu umgangssprachlich und ungenau (komme nicht auf den Punkt).“ (Datensatz 1533)

¹³ Ein Studierender berichtet: „Eine der Hauptschwierigkeiten, die bei der Examensarbeit auftauchten [,] war, meine Gedanken sachlich bzw. objektiv darzustellen. Oftmals konnte ich mich nur schwer von emotionalen Wertungen lösen und fragte mich ständig, ob meine Arbeit dem Anspruch ‚wissenschaftlich‘ gerecht wird. Damals vermisste ich eine Anleitung, [sic] oder Übung [,] Gedanken wissenschaftlich zu formulieren.“ (Datensatz 104)

liche Themen angewendet (Einleitung – Hauptteil – Schluß mit Moral der Geschichte), da wird die Einbettung des eigenen Themas in die wissenschaftliche Diskussion durch endloses Zitieren von Definitionen versucht, da gibt es rührende Versuche eigener emotional gefärbter Stellungnahmen dort, wo sie nach Thema und Textzusammenhang völlig unpassend sind. Hier rächt sich, daß in der allgemeinbildenden höheren Schule noch immer die literarischen Textformen die Norm für gute Texte sind, so als ob man nur als Dichter im Studium erfolgreich sein könnte.“ (Schrodt 1995, 301)

Festzuhalten ist: Die wissenschaftliche, „neue Form des Schreibens gegenüber [der] ‚Schul-schreibweise‘“ (Datensatz 121) wird von den meisten Studierenden als eine eigenständige Form der Textproduktion erkannt, zugleich aber als etwas erlebt, das nur schwer durchschaut und umgesetzt werden kann. Es ist jedoch nicht so, dass innerhalb eines geschlossenen Etwas, das wir die ‚deutsche Sprache‘ nennen, eine klar abgegrenzte, unabhängige und, um im Bild zu bleiben, für viele unzugängliche Abteilung ‚Wissenschaftsdeutsch‘ zu finden ist. Der wissenschaftliche Gebrauch der deutschen Sprache weist vielmehr Überschneidungen mit anderen Verwendungsweisen auf, so z. B. in Form von Wörtern des alltäglichen Gebrauchs, die Teil von Fachterminologien geworden sind.

Das wissenschaftliche Schreiben, d. h. die Verwendung von Sprache in wissenschaftlichen Texten, ist, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, „*bei gegebenen Voraussetzungen, bei gutem Willen*“ (Duden: Deutsches Universalwörterbuch 2001, 1038) sowie unter Aufwendung von Zeit¹⁴ erlernbar. Es beruht auf formulier- und vermittelbaren Grundsätzen, von denen sich einige in den Schriften Campes finden. Bei der Vorstellung dieser Grundsätze kann gezeigt werden, dass der Vorwurf unverständlichen Schreibens keinesfalls neu ist: Schon zu Campes Zeiten geriet das wissenschaftliche Schreiben, insbesondere die Verwendung von Fremdwörtern, zum Streitfall.

3 Ausgewählte Vorstellungen Campes von der Ausbildung und dem Gebrauch der (deutschen) Sprache

Es soll im Folgenden auf eine Schrift Campes zurückgegriffen werden, in der das Hauptaugenmerk nicht auf den wissenschaftlichen Gebrauch des Deutschen gerichtet ist: die 1794 vom „königlichen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte“ (Campe 1970b [1813], 1) Abhandlung „Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache“¹⁵. In dieser als ‚Preisschrift‘ bekannten gewordenen Abhandlung beantwortet Campe die Frage, ob „vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt, und besonders der Deutschen, möglich“ (3) sei. Gegenstand der Preisschrift ist somit die Frage der Sprachreinigung, ergänzt um die Frage der Sprachbereicherung. Vorauszuschicken ist, dass Campe keine terminologisch scharfe Unterscheidung zwischen Fremd- und Lehnwörtern trifft: Letztere beschreibt er als Wörter, die „in die Volkssprache übergingen, [nachdem]

¹⁴ Schrodt bemerkt hierzu: „Mediziner im ersten Semester müssen auch nicht gleich operieren, und die Menschheit dankt es ihnen. Wer die sprachlichen Qualitäten erstsemestriger Studenten als mangelhaft, jammervoll oder katastrophal bewertet, soll sich zunächst einmal fragen, was man von ihnen rechtens als Fertigkeiten in der Textgestaltung verlangen darf und welche einschlägigen Vorkenntnisse ihnen auf dem Weg zur Universität mitgegeben wurden.“ (Schrodt 1995, 302).

¹⁵ Die ursprüngliche Fassung dieser Abhandlung ist „nicht mehr greifbar“ (Brekle 1993, 63). Sowohl in der ersten als auch der zweiten Auflage von Campes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ findet sich eine gekürzte, als „Grundsätze, Regeln und Grenzen zur Verdeutschung“ (1970b [1813], 1) betitelte Fassung, aus der hier zitiert werden wird.

[...] ihre undeutschen Laute vorher erst in deutschklingende verwandelt“ (7) worden waren. Den Terminus *Lehnwort* verwendet er dabei nicht.¹⁶ Hauptgegenstand seiner Ausführungen sind jedoch die Fremdwörter. Werden diese als wissenschaftliche Termini verwendet, so spricht Campe von „fremdartigen wissenschaftlichen Kunstwörter[n]“ (35).

Für das Verständnis der Preisschrift und anderer sprachtheoretischer Schriften Campes ist es hilfreich, die geistesgeschichtliche Heimat ihres Verfassers zu kennen: Campe ist ein Vertreter der Spätaufklärung, und als ein solcher setzt er die Vernunft als den höchsten Maßstab allen menschlichen Denkens und Handelns an. So ist für ihn auch in Fragen der Sprache die Vernunft „die höchste Gesetzgeberin [sic], wie in allen andern menschlichen Dingen“ (Campe 1970b [1813], 50); sämtliche Urteile sind „vor dem Richterstuhle der Vernunft“ (16) zu fällen.¹⁷ Heute, da innerhalb einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache andere Kriterien, wie z. B. das der Angemessenheit, herangezogen werden, mag diese Vernunft-Fixiertheit des Campe'schen Sprachverständnisses befremdlich wirken.¹⁸ Dieses Sprachverständnis lässt sich jedoch, unter Umgehung des vieldeutigen Ausdrucks *Vernunft*, als sachlich-nüchtern und als auf einen übergeordneten, klar definierten Zweck – dem der Wissensvermittlung – ausgerichtet charakterisieren.

Bei der Beurteilung von Campes Sprachverständnis gilt es weiterhin zu bedenken, dass Campe in erster Linie Pädagoge war. Vor seiner Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache liegt sein Wirken als „der zentralen Figur in der Pädagogik des späten 18. Jahrhunderts“ (Fertig 1977, VI).¹⁹ Dieses Wirken und in vielen Schriften ausgearbeitete Denken Campes ist ein Grund dafür, dass seine Ausführungen zur Sprache einem übergeordneten pädagogischen bzw. charakteristisch populärphilosophischen Ziel folgen: Es ist dies das Ziel der „geistige[n] und sittliche[n] Volksausbildung“ (Campe 1970b [1813], 6), das, so Campe, über „die Verbreitung der nöthigsten und wünschenswürdigsten Kenntnisse und Einsichten“ (6) zu erreichen ist. Dies wiederum erfordert eine Sprache, „die es thulich macht, über jene großen Angelegenheiten auf eine für Alle verständliche Weise, also ohne Einmischung fremder Wörter zu reden“ (12).

Sein Denken über Sprache hat Campe nirgends als eine geschlossene Theorie dargelegt – eine jede sich selbst genügende Theorie lehnte er grundsätzlich ab (vgl. Fertig 1977, 189–190). Die über zahlreiche Abhandlungen, Aufsätze und Vorworte verteilten Ausführungen haben jedoch verschiedene Grundzüge gemeinsam. So bewegen sich alle Ausführungen nahezu durchgehend auf der Wortebene. Weiterhin folgen sie allesamt einem zweiseitigen Zeichenmodell: Für Campe setzt sich ein jedes Sprachzeichen aus einem bezeichnenden Ausdruck und einem Inhalt, der durch den Ausdruck bezeichnet wird, zusammen. Der Ausdrucksseite ordnet Campe „Wortzeichen und Begriffshüllen“ (1970b [1813], 4) zu, auf der Inhaltsseite verortet er Sachen, Vorstel-

¹⁶ Campe beschreibt Lehnwörter zudem als so weit „umgeformt“ (Campe 1970b [1813], 7), dass sie die „Sprachgleichförmigkeit nicht mehr stören“ (7). Seine Beschreibung entspricht somit der heute gängigen Auffassung (vgl. z. B. Bußmann 1990, 444-445; Lewandowski 1990, 648-649 und Schaeder 1993, 358).

¹⁷ Campe weist sich damit als ein Vertreter des „Vernunftsprachtums“ (Stoltenberg 1943, 163) aus – einer Denkrichtung, die die Vernunft zum entscheidenden Kriterium einer Aus- bzw. Umbildung der Sprache erhob.

¹⁸ Bereits vielen seiner Zeitgenossen gab Campe damit Anlass zur Kritik: In seine Lebenszeit fällt das „allmähliche, aber unaufhaltsame Vordringen der ‚Gefühlskultur‘“ (Narr 1963, 132), die sich als Abkehr von der Verstandeskultur der Aufklärung verstand. Mit der Gefühlskultur – Campe selbst spricht von „unserm empfindelnden Zeitalter“ (Campe 1979 [1785], 407) – etablierte sich gleichzeitig ein verändertes Nachdenken über Sprache.

¹⁹ Als Pädagoge war Campe den Lehren der von Johann Bernhard Basedow begründeten Reformbewegung des Philanthropismus verpflichtet.

lungen und Begriffe (vgl. 4). Die Art des Bezeichneten ist für Campe dabei ein Kriterium, Wörter einer von drei verschiedenen Klassen zuzuordnen:²⁰ Die erste Klasse bilden „sinnliche, d. i. solche [Wörter], welche Dinge bezeichnen, die unmittelbar in die Sinne fallen“ (6),²¹ die zweite Klasse „unsinnliche oder solche [Wörter], deren Inhalt ein Verstandesbegriff, d. i. etwas zwar Abgezogenes und Allgemeines ist, welches nicht unmittelbar in die Sinne fällt, das aber doch auf etwas, durch die äußeren oder den innern Sinne Erkennbares zurückgeführt, folglich anschaulich gemacht werden kann“ (6).²² Die dritte Klasse bilden schließlich „übersinnliche oder Vernunftworte, d. i. solche, welche reine Vernunftbegriffe bezeichnen, die keinen, weder durch äußere, noch durch innere Sinne erkennbaren Gegenstand oder Inhalt haben“ (7).²³

Für den hier diskutierten Zusammenhang ist zweierlei wichtig: erstens, dass ein Wort nicht mit dem von ihm bezeichneten Begriff identisch ist. Es mag überflüssig erscheinen, hier semiotisches bzw. sprachwissenschaftliches (und nicht auf Campe zurückgehendes) Allgemeines zu platzieren, doch ist keinesfalls allen Studierenden bekannt, „dass *Begriffe* eine Denkeinheit, *Wort* aber eine Spracheinheit ist“ (Vater 2000, 11). Für Heinz Vater hat die oft zu beobachtende „Verwechslung von *Wort* und *Begriff*[...] gravierende Auswirkungen auf die sprachliche Kommunikation“ (2000, 12); in wissenschaftlichen Arbeiten führt sie zu nicht zutreffenden Aussagen.²⁴

Folgt man Campes Dreiteilung des Wortschatzes, so ist zweitens festzuhalten, dass sich besonders die Verwendung solcher Wörter – im Kontext wissenschaftlichen Schreibens empfiehlt es sich, von Termini oder Fachausdrücken zu sprechen – als problematisch erweisen kann, die einen „Verstandesbegriff“ (6) oder „reine Vernunftbegriffe“ (7) bezeichnen. Für Campe führt der Gebrauch von fremdsprachlichen Wörtern dieser beiden Klassen bei Sprechern, „welche die fremden Sprachen, woraus sie genommen sind, nicht verstehen“ (7), „zu sehr schädlichen Begriffsverwirrungen“ (7) sowie zu den „verderblichsten Mißverständnissen und Gedankenverwirrungen“ (7). Er fordert daher, auf die Verwendung von fremdsprachlichen Wörtern zu verzichten, „weil sie ein großes und schwer zu überwindendes Hinderniß [sic] sind, diejenigen Kenntnisse, zu deren Vortrage wir sie gebrauchen, gemeinverständlich zu machen und unter das Volk zu bringen“ (7).

Heute, da jeder Studierende über Fremdsprachenkenntnisse verfügt, das Latein in vielen Studiengängen Teil der Zugangsvoraussetzungen ist und die Internationalisierung der Wissenschaften fortschreitet, ist man geneigt, die von Campe beschriebene Gefahr folgenreicher Missverständnisse als nicht mehr gegeben anzusehen und seine Forderung für den Bereich wissenschaftlichen Schreibens zurückzuweisen. Aber: Die Schwierigkeit, einen „Verstandesbegriff“ (Campe 1970b [1813], 6) oder „reine Vernunftbegriffe“ (7) – also komplexe Sachverhalte, theoretische Konzepte etc. – zu bezeichnen, besteht fraglos auch dann, wenn zu deren Bezeichnung auf deutsche Wörter zurückgegriffen werden kann; mit der Verwendung von Fremdwörtern erhöht sich diese Schwierigkeit um ein Weiteres. Verschiedentlich wird argumentiert, dass

²⁰ Campe entwickelt diese Dreiteilung, um die ins Deutsche „eingedrungenen fremden Wörter“ (1970b [1813], 6) zu klassifizieren, doch kann sie auf den gesamten Wortschatz des Deutschen angewandt werden.

²¹ Campe nennt hier Lehnwörter wie „Fenster, Pulver, Tafel, und eine Menge ähnlicher“ (1970b [1813], 7).

²² Dieser Klasse ordnet Campe z. B. „Affect, Sympathie, Phantasie“ (1970b [1813], 7) zu.

²³ Hierzu zählen für Campe Wörter wie „Hypothese, Causalität, Substanz“ (1970b [1813], 7).

²⁴ So macht es einen großen Unterschied, ob sich ein Wissenschaftler mit der Geschichte eines Begriffes oder der eines Wortes befasst. Wortgeschichte wird zumeist von Sprachwissenschaftlern, Begriffsgeschichte auch von Wissenschaftlern anderer Fachrichtungen betrieben.

zur Bezeichnung komplexer Sachverhalte und Konzeptionen Fremdwörter geeigneter seien als deutsche, auch in der Alltagssprache gebräuchliche Wörter, da in ihrem Falle die Gefahr nicht beabsichtigter Verstehensweisen geringer sei. Vielfach trifft dies zu, doch ist zu fragen, ob mit der Verwendung von Fremdwörtern die Schwierigkeit der treffenden Bezeichnung nicht häufig an den Leser weitergegeben wird, und zwar als Schwierigkeit des ‚treffenden‘ Verstehens. So sind beispielsweise *Struktur* und *System* – zwei Wörter, die Campe der Klasse solcher Wörter zuordnen würde, die Vernunftbegriffe bezeichnen – zu vielseitig einsetzbaren Etiketten geworden, deren Gebrauch den Leser nicht selten darüber im Unklaren lässt, welchen Inhalt er ihnen im jeweiligen Falle zuzuweisen hat.²⁵

Ist dies nun als Aufforderung zu verstehen, in wissenschaftlichen Texten auf Fremdwörter zu verzichten? Nein – eine solche Aufforderung wäre wenig zielführend, und auch Campe, dem es stets um „das Ausmärzen der fremdartigen Wörter“ (Campe 1970b [1813], 7) geht, räumt dem wissenschaftlichen Gebrauch eine gewisse Freiheit ein. Er formuliert die Regel,

„daß, wo wir in Schriften, die nicht fürs Volk, sondern nur für die gelehrten und gebildeten Klassen bestimmt sind, zur Bezeichnung eines Begriffs oder einer Empfindung, die nicht theilweise, sondern auf einmahl und ganz gedacht, gefühlt und ausgedruckt zu werden verlangen, noch kein Wort in unserer Sprache haben, wir ein ausländisches Wort so lange aufnehmen und gebrauchen dürfen und müssen, bis unsere Sprache ein gleichbedeutendes aus ihren eigenen Mitteln hervorgebracht haben wird“ (Campe 1970b [1813], 23).

Ein Fremdwort durch ein deutsches Wort zu ersetzen, gestaltet sich vor allem dann als schwierig, wenn dieses Fremdwort zusammengesetzte Begriffe (vgl. Campe 1970b [1813], 24) bezeichnet. In diesen Fällen ist es, so Campe, „rathsam und nöthig [...], die durch ein einziges Wort bezeichneten zusammengesetzten Begriffe, indem wir sie in die Deutsche Sprache und dadurch in die Deutsche Gedankenmasse übertragen wollen, absichtlich von einander zu trennen und sie nicht, als ein untheilbares, in sich selbst verschlungenes Ganzes, auf einmahl, sondern vielmehr stückweise auszudrucken“ (24).²⁶ Nötig wird somit die Umschreibung mit Hilfe mehrerer Wörter.

Von dieser Notwendigkeit befreit Campe die Wissenschaften: In einem wissenschaftlichen Vortrag kommt es, so Campe, „sowol [sic] auf ganz genaue Bestimmtheit, als auch auf möglich größte Kürze des Ausdrucks [an] [...], wenn ein strenger Beweis, nicht nur Deutlichkeit und Bündigkeit, sondern auch Faßlichkeit und leichte Ueberschbarkeit haben soll“ (1970b [1813], 25). Die Wissenschaften sind somit auf die Verwendung kurzer und bestimmter „Kunstwörter“ (25) – d. h. klar definierter Termini – angewiesen:

„Hier sind also Kunstwörter [...] unentbehrlich; und man sieht sich daher, wo wir dergleichen in unserer Sprache noch nicht haben, wider Wunsch und Willen, gezwungen, zu ausländischen zu greifen. Doch müssen wir auch hier, ehe wir von einem fremdartigen

²⁵ *System* und *Struktur* können als Lehnwörter begriffen werden. Soll jedoch das Kriterium, dass Lehnwörtern „ihre fremde Herkunft nicht mehr anzusehen ist“ (Schaeder 1993, 358), verbindlich sein, so sind sie – ganz im Sinne Campes – als Fremdwörter aufzufassen.

²⁶ Campe gibt folgendes Beispiel: „Was verliert z. B. die Deutlichkeit oder der gute Vortrag, wenn ich den zusammengesetzten Begriff, den das Wort *Naivität* einschließt, durch zwei oder drei Deutsche Wörter – *unbefangene Natürlichkeit*, oder *natürliche Unbefangenheit*, oder *unschuldige und unbefangene Natürlichkeit* und *Einfalt* – wiedergebe?“ (1970b [1813], 26)

Kunstworte Gebrauch zu machen uns erlauben, erst wohl umhergeschaut und sorgfältig nachgeforscht haben, um gewiß zu sein, daß der einstweilige *Nothgebrauch* eines solchen Wortes [...] entschuldigt werden kann [...].“ (Campe 1970b [1813], 25)

Kann also zur Bezeichnung eines Inhaltes nicht auf einen deutschen Ausdruck zurückgegriffen werden – was vor allem dann der Fall ist, wenn „ein neuer Sprößling der menschlichen Erkenntniß auf fremden Boden schnell hervorschießt, und nun von da aus plötzlich zu uns herübergebracht wird“ (Campe 1970b [1813], 24) –, so ist der Gebrauch eines fremdsprachlichen Ausdrucks, sofern er sich durch Kürze und Bestimmtheit auszeichnet, zu entschuldigen. Aber: Dieser Gebrauch ist für Campe nur so lange entschuldbar, wie ein wissenschaftlicher Text „nur für die gelehrten und gebildeten Klassen bestimmt“ (24) ist und die deutsche Sprache „nicht schon Ausdrücke vorrätzig hat, oder in dem Augenblicke hervorzubringen in Stande ist“ (24). Daran, dass sich für jeden fremdsprachlichen Ausdruck ein deutscher finden oder schaffen lässt, zweifelt Campe jedoch nicht, da für ihn eine jede Sprache „einer Ausdehnung und Ausbildung ins Unendliche fähig [ist], wodurch das sie redende Volk [...] in den Stand gesetzt werden kann, alle menschliche Empfindungen und Begriffe, mit allen ihren wesentlichen Schattenmischungen und Bestimmungen, vollständig auszudrücken“ (31).²⁷ Das Fehlen eines deutschen Ausdrucks ist somit ein Grund, der für ihn nur vorläufig als Entschuldigung zu akzeptieren ist – sozusagen ein Grund mit begrenzter Haltbarkeit.

Auch der zweite Grund für einen „nicht zu vermeidenden Nothgebrauch eines ursprünglich fremden Wortes“ (Campe 1970b [1813], 8) – der Grund, dass sich ein wissenschaftlicher Text nur an gebildete Leser richtet – hat in Campes Augen einem gewichtigeren Platz zu machen: Campes Ziel ist, wie eingangs erwähnt, die Volksausbildung über die verständliche Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Fremdwörter bilden hier ein Hindernis:

„Und was folgt nun aus dieser Auseinandersetzung? Dieses: daß, wenn wir unsere Kenntnisse und Einsichten aus den gelehrten Arbeitszimmern und aus Büchern, die nur für Gelehrte geschrieben sind, in die Welt oder unter das Volk zu bringen wünschen – und welches würdigere und gemeinnützlichere Ziel kann der denkende und wohlwollende Schriftsteller sich jemahls aufstecken? – wir nicht zu sehr und nicht zu einmüthig dahin streben können, unsere Sprache, so viel es möglich und thulich ist, von allem Fremdartigen [...] zu reinigen, und sie nach allen ihren Theilen in eine vollkommene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bringen. Nur dann erst wird eine allgemeine Volksaufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen und des Bürgers, unter uns möglich sein [...].“ (Campe 1970b [1813], 12)

Die gemeinverständliche Wissensvermittlung zählt zum Kern des Campe'schen Sprachdenkens. Die im Dienste der Wissensvermittlung stehende Gemeinverständlichkeit ist für Campe daher sämtlichen anderen Merkmalen und Funktionen von Sprache, so z. B. der Schönheit sprachlicher Ausdrücke und Formulierungen, übergeordnet:

„Ich sagte: die Sprache sei um des Volkes, nicht das Volk um der Sprache willen da; und das bedarf ja, meine ich, wol [sic] keines Beweises. Aber so darf denn auch das nicht erst bewiesen werden, daß die beziehlichen

²⁷ Campe beruft sich hierbei ausdrücklich auf Leibniz (vgl. 1970b [1813], 31), zu dessen „Unvorgreifliche[n] Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ seine Preisschrift viele Parallelen aufweist.

(relativen) Vollkommenheiten der Sprache überhaupt, und ihre allgemeyne Verständlichkeit insonderheit, jeder andern Vollkommenheit derselben [...] vorzuziehen müssen [...]. Ein fremdartiges, nur für wenige Deutsche verständliches Wort, sei also noch so wohlklingend und lieblich, sei für die wenigen, die es verstehn [sic], noch so zweckmäßig und ausdrucksvoll; es verdient nicht aufgenommen oder nicht beibehalten zu werden, sobald ein anderes da ist oder gefunden werden kann, das den nämlichen Begriff, wenn gleich nicht ganz so schön und nicht ganz so wohlklingend, oder doch der Hauptsache nach richtig, und zugleich auf eine für alle Deutsche verständliche Weise auszudrücken in Stande ist.“ (Campe 1970b [1813], 11)

Sprache ist für Campe vor allem eines: ein Werkzeug – ein Organon – der Wissensvermittlung. Von der Beschaffenheit dieses Werkzeugs hängt ab, ob „der erste und wesentlichste Zweck einer Sprache [...] der Zweck, unsere Gedanken und Empfindungen zweckmäßig an den Tag zu legen“ (Campe 1970b [1813], 23), erreicht wird – wobei, so Campe, dieser „höhere Zweck der Sprache auf geistige und sittliche Ausbildung und Vervollkommnung der sie redenden Menschen geht“ (16).

Um mit Hilfe der Sprache Wissen in verständlicher Form weitergeben zu können, ist die „Aufmerksamkeit des Hörenden auf den Inhalt unserer Worte, nicht auf die Wörter selbst, zu lenken“ (Campe 1970b [1813], 69). Diese Forderung ist ohne weiteres auf den Gebrauch von Sprache in wissenschaftlichen Texten übertragbar: Auch hier geht es um die Vermittlung von Wissen, nicht um eine Zurschaustellung der eigenen „Beredsamkeit“ (13), „die Befriedigung unserer Ohren durch ausländischen Wortklingklang“ (11) oder um „das Hervorleuchten unserer gelehrten Namen in dem engen Kreise unserer gelehrten Mitbrüder“ (36). Um zur Formulierung Schmitz zurückzukehren: Es darf nicht bloß darum gehen, sich als „Mitglied einer intellektuellen Kaste“ (1995, 329) ausweisen zu wollen.

Wenn Campe fordert, dass die Aufmerksamkeit des Hörenden nicht auf das Wort selbst (also auf die Ausdrucksseite), sondern auf dessen Inhalt zu lenken ist, so setzt dies erstens voraus, dass ein solcher Inhalt überhaupt vorhanden ist, und zweitens, dass dem Hörenden dieser Inhalt zugänglich ist bzw. zugänglich gemacht werden kann. Handelt es sich bei diesem Wort um ein dem Hörenden bzw. Lesenden unbekanntes Fremdwort, so bietet es ihm „keine einzige Beziehung dar auf das, was dadurch ausgedrückt werden soll. Es ist für ihn ein durchaus bedeutungsloses und ganz willkürliches Zeichen“ (Campe 1970b [1813], 12). Eine Vermittlung von Wissen kann also nicht stattfinden.

Die erstgenannte Bedingung (die Bedingung, dass ein Ausdruck überhaupt einen Inhalt bezeichnet) sieht Campe in mehreren Fällen als nicht erfüllt an. So wirft er einigen Philosophen²⁸, insbesondere den Vertretern der Scholastik, vor, „ihre Armuth an wirklichen Begriffen und Sachen hinter hohlen, barbarischen Griechisch=Lateinischen Wörtern“ (Campe 1970a [1813], VI-VII) zu verstecken. Zöge man ihr diese „Wortlarven“ (VII) ab, so stünde sie in „ihrer ganzen Dürftigkeit“ (VII) da. Anders ausgedrückt: Hinter diesen Wörtern verbergen sich Inhalte, die ohne weiteres durch einfache – also deutsche – Wörter bezeichnet werden können.

Doch nicht nur mit dem Sprachgebrauch der scholastischen Philosophie geht Campe ins Gericht: Auch die Philosophen seiner Zeit, d. h. die Vertreter der „markscheidenden (kritischen) Philosophie“ (Campe 1970a [1813], VII) werden zum Ziel seiner Kritik. So

²⁸ Campe selbst spricht von den Vertretern der „Vernunftwissenschaft“ (1970a [1813], VI).

wirft er Kant in der Vorrede zum Verdeutschungswörterbuch vor, „ältern Kunstwörtern“ (VIII) – also gebräuchlichen Termini – oft eine solche Bedeutung zugewiesen zu haben, die „nicht selten so willkürlich und der Natur und Zusammensetzung dieser Wörter so schnurstracks zuwider ist, daß sie, so genommen, außerhalb jener Schule, in dem Gebiete irgend einer geregelten menschlichen Sprache ganz unmöglich Glück machen und zu Sprachgebrauch werden können“ (VIII–IX).²⁹ Kants Vergehen besteht in Campes Augen also darin, bekannten Wörtern eine „fremde Bedeutung angezwungen“ (IX) und diese damit unverständlich gemacht zu haben. Unverständlichkeit aber ist ein Hindernis auf dem Weg zur Volksausbildung, und eben diese ist das Ziel des Pädagogen Campe.

Dem seiner Überzeugung nach „sprachverwirrenden Ausdruck“ (Campe 1970a [1813], IX) Kants hat sich Campe nicht erst in seinem im Jahre 1800 verfassten Vorwort zum Verdeutschungswörterbuch angenommen. In einer 1797 im neunten Stück der „Beiträge zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache“³⁰ erschienenen Rezension zitiert Campe Kant und dessen Schrift „Zum ewigen Frieden“ vor den „sprachlichen Areopag“ (Leyser 1896, 321). Auch hier fällt Campe ein Urteil über Kants Sprache:

„Unter allen Völkern, die zu den gebildeten gerechnet werden, giebt es [...] keins, bei dem die Schriftsteller so viel Vertrauen zu dem Scharfsinn, oder vielmehr zu der Spürkraft (Sagacität) ihrer Leser, und die Leser wiederum so viel gutmüthige Nachsicht gegen ihre Schriftsteller an den Tag legten, als bei den deutschen. Unsere Schriftsteller [...] begnügen sich in sehr vielen Fällen, das, was sie eigentlich sagen wollen, nur obenhin, und zwar so anzudeuten, dass man, der Sprachlehre und dem Sprachgebrauche nach, auch etwas ganz anderes, oft sogar das gerade Gegentheil von dem, was sie gedacht wissen wollen, dabei denken k a n n , oft sogar nothwendig dabei denken m ü s s t e , wenn nicht der Zusammenhang und die erkannte oder vorausgesetzte Absicht des Verfassers etwas anderes vermuthen liessen. [...] Auch der treffliche K a n t [...] ist von diesem, uns Deutschen eigenen Hange zur Nachlässigkeit in der Wahl der Wörter nicht ganz frei geblieben. [...] [Es] fehlt [...] in seinen Schriften [...] nicht an Stellen, bei denen man mit den gewöhnlichen Regeln der Auslegung, auch wenn man ein sonst hinreichendes Maass von Sprachkenntniss damit verbindet, keineswegs ausreicht; sondern die genannte Spürkraft nothwendig mit zu Hülfe nehmen muss. [...] Um dieses, vielleicht hartscheinende [...] Urtheil zu begründen, will ich vor den Augen meiner Leser [...] mit zwei Blättern einer seiner neuesten Schriften [...] eine zergliedernde Prüfung in Bezug auf Sprache und

²⁹ Campe schildert dies am Beispiel des Wortes *Reflexion*: „Wenn z. B. [...] das Lateinische *Reflexion* (und das ihm antwortende Deutsche *Überlegung*) durch ‚den Zustand des Gemüths, in welchem wir uns zuerst anschicken, die subjectiven Bedingungen ausfindig zu machen, unter welchen wir zu Begriffen gelangen können,‘ [...] erklärt wird: so ist das ein so gewaltsamer, der Sprache angethaner Zwang, daß das Sprachgefühl eines Jeden [...] dadurch empört und zurückgeschreckt wird. Auch ist es platt unmöglich, einen so verschrobenen, in Grunde nichts begrifflich machenden Begriff, ohne den willkürlichsten und unbefugtesten Machtanspruch, irgend einem Worte, an [sic] wenigsten dem Worte *Reflexion* oder *Überlegung* anzuheften. Wer *überlegt*, der will nicht erst Begriffe erlangen, noch weniger sich *erst* anschicken, die Bedingungen ausfindig zu machen, unter welchen er Begriffe erlangen könne; er hat vielmehr schon Begriffe, und fängt nun an sie zu verarbeiten, sie gleichsam *über* einander zu *legen*, um zu versuchen, ob sie zu einander passen, mit einander verbunden oder von einander getrennt werden müssen. Daß *dis* [sic], und nicht jene seltsame Andichtung, der Sinn des Wortes *Überlegung* sei, [...] fühlt jeder Unbefangene [...].“ (Campe 1970a [1813], IX)

³⁰ In den von 1795 bis 1797 von einer „Gesellschaft von deutschen Sprachfreunden“ – der auch Campe angehörte – herausgegebenen Beiträgen wurden Werke der zeitgenössischen Literatur einer intensiven Sprachkritik unterzogen.

Schreibart vorzunehmen wagen. Es ist die obengenannte: *Zu m e w i g e n F r i e d e n* [...]. Die meisten Bemerkungen, die ich darüber zu machen habe, werden, jede für sich genommen, unstreitig wahre Kleinigkeiten sein: allein es ist schon oft gesagt worden, dass die ganze Kunst, richtig und schön zu schreiben, in der Fertigkeit besteht, auf lauter Kleinigkeiten zu achten, und keine Fehler dagegen sich zu Schulden kommen zu lassen.“ (Campe 1797, zit. n. Leyser 1896, 321–324)

Die Fertigkeit, „auf lauter Kleinigkeiten zu achten, und keine Fehler dagegen sich zu Schulden kommen zu lassen“ (Campe 1797, zit. n. Leyser 1896, 324), als „die ganze Kunst, richtig und schön zu schreiben“ (324) anzusehen, ist eine Auffassung, die sicher nicht für das Verfassen unterhaltender Literatur, wohl aber für das wissenschaftliche Schreiben – also dort, wo es um treffende Ausdrücke und Aussagen geht – Gültigkeit hat.³¹ Um mit Hilfe von Sprache Wissen vermitteln zu können, hat sich diese also nicht nur durch Verständlichkeit und Deutlichkeit, sondern auch durch Richtigkeit auszuzeichnen. Verständlichkeit und Deutlichkeit sind für Campe durch den Verzicht auf fremdsprachliche Ausdrücke gewährleistet, Richtigkeit stellt sich durch das Befolgen von Regeln ein.³²

4 Schluss: Die Machbarkeit wissenschaftlichen Schreibens

Als „Vorschule des vernünftigen Redens“ (1990, 5) bezeichnen Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen ihre „Logische Propädeutik“ (5). Mit dieser wenden sie sich an jeden (auch den angehenden) Wissenschaftler, „der unseres Bildungsjargons überdrüssig und der bemüht ist, klar und einfach und unmißverständlich zu reden und zu schreiben“ (6). Überdrüssig dürfte dieser Wissenschaftler der oben geschilderten und nicht erst heute zu beobachtenden Unarten wissenschaftlichen Schreibens sein: übermäßige Verwendung von Fremdwörtern, verschachtelte Sätze etc. – Merkmale einer Sprache, die mehr „Imponiersprache“ (Ickler 1978, 60) als ein Mittel zur angemessenen und verständlichen Darstellung von Wissen ist.

In den Lehrplan einer solchen Vorschule des vernünftigen Redens und Schreibens sollten die Überlegungen Campes Eingang finden, und dies nicht nur aus dem Grund, dass Campe die Vernunft als federführend ansetzt. Für ihn ist Sprache in erster Linie ein Werkzeug, mit dessen Hilfe Wissen vermittelt wird. Andere Funktionen und Merkmale von Sprache werden dabei nicht gänzlich ausgeblendet, jedoch der Wissensvermittlung – und dies ist nun einmal die Funktion eines wissenschaftlichen Textes – untergeordnet.

Was also sind die Inhalte einer ‚Vorschule‘ wissenschaftlichen Schreibens? Was ist – unter Berufung auf die hier wiedergegebenen Überlegungen Campes – beim Verfassen wissenschaftlicher Texte zu beachten?

1. „Die Wissenschaft dient der Aufklärung. Der gelehrte Jargon ist, auch wenn er das Gegenteil behauptet, antirationalistisch.“ (Teubert 1988, 12) Wissenschaft lebt nicht nur vom Schaffen, sondern auch von der Vermittlung von Wissen. Dies geschieht idealerweise in Form verständlicher Texte.

³¹ Für Schrodt steht fest: „Wissenschaftliche Literatur ist keine ‚Literatur als Kunstgattung‘, daher sind Wissenschaftler keine Schriftsteller, auch wenn sie etwas schreiben.“ (Schrodt 1995, 300)

³² Richtigkeit bestimmt sich für Campe nicht am üblichen, sondern an einem solchen Sprachgebrauch, der den Vorgaben der Sprachähnlichkeit (vgl. 1970b [1813], 49), vor allem aber der Vernunft folgt (vgl. 50) und damit als „a n e r k a n n t u n d w o h l g e g r ü n d e t“ (49) gelten kann.

2. Jede Wissenschaft hat ihre eigenen, verbindlichen Termini, die sich durch Kürze und Bestimmtheit auszeichnen (vgl. Campe 1970b [1813], 25). Will ich mich innerhalb meines Faches verständlich machen, so habe ich diese Termini zu verwenden, um nicht „zu wortreichen Umschreibungen“ (25) Zuflucht nehmen zu müssen.
3. Die übermäßige Verwendung von Fremdwörtern stellt ein Verstehenshindernis dar, denn Fremdwörter sind in ihrer Bedeutung oftmals unscharf oder dem Leser schlichtweg unbekannt. Mit einer „abergläubigen Anhänglichkeit an unverständene und unverständbare Wörter“ (Campe 1970b [1813], 17), mit der Verwendung zahlreicher Fremdwörter lässt sich Texten der Anstrich von Wissenschaftlichkeit geben – doch eben nur der Anstrich, der dafür sorgt, dass der Leser „umständliche Wege durch Wortberge“ (Schmitz 1995, 323) gehen muss.
4. Das Fehlen oder die Dürftigkeit von Inhalten kann nicht durch Fremdwörter verschleiert werden. Fremdwörter sollten daher keine bloßen „Wortlarven“ (Campe 1970a [1813], VII) sein.
5. Kann ein Inhalt nicht nur mit einem fremdsprachlichen, sondern ebenso mit einem deutschen und damit verständlichen Ausdruck bezeichnet werden, so ist der deutsche Ausdruck vorzuziehen.
6. Bezeichnet ein Fremdwort zusammengesetzte Begriffe (vgl. Campe 1970b [1813], 24), so kann dieses Fremdwort – sofern es sich nicht um einen verbindlichen Terminus handelt – durch mehrere deutsche Wörter ersetzt werden: „Ein einziges Wort macht einen Begriff nur demjenigen deutlich, der diesen Begriff, auch ohne jenes Wort, bestimmt zu denken in Stande ist. Dieser aber kann das, was er auf diese Weise bestimmt gedacht hat, auch ohne Hülfe jenes Worts durch andere Wörter ausdrücken.“ (26) Wer also komplexe Sachverhalte und Gedankengänge in einer verständlichen Sprache wiedergeben kann, zeigt auch, dass er sie selbst verstanden hat.
7. Grundsätzlich gilt: „Je vorzüglicher der Schriftsteller ist, desto heiliger ist ihm das Gesetz der Deutlichkeit und der allgemeinen Verständlichkeit.“ (Campe 1970b [1813], 50)

Literatur

- Brekke, Herbert E. u. a. (Hg.) 1993: Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Bd. 2: Bu – E. Tübingen: Niemeyer.
- Bünting, Karl-Dieter; Axel Bitterlich; Ulrike Pospiech 2000: Schreiben im Studium: mit Erfolg. Ein Leitfaden. Berlin: Cornelsen Scriptor (= Studium kompakt).
- Bußmann, Hadumod 1990: Lexikon der Sprachwissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Kröner (= Kröners Taschenausgabe 452).
- Campe, Joachim Heinrich 1969 [1807]: Wörterbuch der Deutschen Sprache. Erster Theil. A – bis – E. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1807. Mit einer Einführung und Bibliographie von Helmut Henne. Hildesheim, New York: Georg Olms (= Documenta Linguistica: Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 15. bis 20. Jahrhunderts. Reihe II: Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts).

- Campe, Joachim Heinrich 1970a [1813]: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedruckten fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelung's und Campe's Wörterbüchern. Neue starkvermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1813. Mit einer Einführung und Bibliographie von Helmut Henne. Hildesheim, New York: Georg Olms (= Documenta Linguistica: Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 15. bis 20. Jahrhunderts. Reihe II: Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts).
- Campe, Joachim Heinrich 1970b [1813]: Grundsätze, Regeln und Grenzen zur Verdeutschung. Eine von dem königlichen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte Preisschrift. In: Campe 1970a [1813]. S. 1-70.
- Campe, Joachim Heinrich 1979 [1785]: Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. Warnung vor dem Modefehler, die Empfindsamkeit zu überspannen. In: Campe, Joachim Heinrich (Hg.) 1979 [1785]: Allgemeine Revision des gesammten Schul= und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. Dritter Theil. Unveränderter Neudruck der Ausgabe 1785. Vaduz: Topos (= Paedagogica). S. 291-434.
- Duden: Deutsches Universalwörterbuch 2001. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hg. v. der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Fertig, Ludwig 1977: Campes politische Erziehung. Eine Einführung in die Pädagogik der Aufklärung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Impulse der Forschung 27).
- Goethe, Johann Wolfgang von; Friedrich Schiller 1893 [1796]: Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe= und Schiller=Archivs. Mit einem Facsimile. Hg. v. Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 8).
- Grimm, Jacob 1984 [1854]: Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1854. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (= dtv 5945).
- Henne, Helmut 1969: Einführung. In: Campe 1969 [1807]. S. V*-XXVIII*.
- Holz, Guido 1950: Joachim Heinrich Campe als Sprachreiner und Wortschöpfer. Dissertation (Masch.). Tübingen.
- Humboldt, Wilhelm von 1968 [1827-1829]: Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. In: Humboldt, Wilhelm von 1968 [1907]: Gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. VI. Erste Hälfte. Photomechanischer Nachdruck der ersten Auflage, Berlin 1907. Berlin: de Gruyter. S. 111-303.
- Humboldt, Wilhelm von 1968 [1830-1835]: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: Humboldt, Wilhelm von 1968 [1907]: Gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. VII. Erste Hälfte. Photomechanischer Nachdruck der ersten Auflage, Berlin 1907. Berlin: de Gruyter. S. 1-344.
- Ickler, Theodor 1978: Die Ränder der Sprache. Heidelberg: Lambert Schneider.
- Kamlah, Wilhelm; Paul Lorenzen 1990: Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. 2., verbesserte und erweiterte Auflage, unveränderter Nachdruck. Mannheim u. a.: BI-Wissenschaftsverlag (= BI-Hochschultaschenbücher 227).
- Lewandowski, Theodor 1990: Linguistisches Wörterbuch. Bd. 2. 5., überarbeitete Auflage. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle und Meyer (= UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 1518).
- Leyser, Jakob Anton 1896: Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. Bd. 1. Zweite Ausgabe. Braunschweig: Vieweg.
- Menze, Clemens 1965: Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen. Ratingen: Henn.
- Narr, Dieter 1963: Zur Sprache des „philosophischen Jahrhunderts“. Neues und Altes aus dem Wörterbuch der Aufklärung (I). In: Wirkendes Wort 13/1963, III. S. 129-141.
- Pospiech, Ulrike 1999: Anforderungen an eine praktische Sprachwissenschaft. In: Baur, Rupprecht S.; Rüdiger Brandt; Ulrich Schmitz (Hg.) 1999: Mit Sprache über Sprache als Sprache sprechen. Karl-Dieter Bunting zum 60. Geburtstag. Essen: Universität Essen. S. 275-296.

- Pospiech, Ulrike 2001: Bewusster formulieren: Wie grammatische Kategorien bei der Textproduktion helfen können. In: Berkemeier, Anne; Almut Hoppe (Hg.) 2001: Grammatik und Grammatikunterricht. Bielefeld: Aisthesis. S. 68-83.
- Sanders, Willy 1992: Sprachkritikastereien und was der „Fachler“ dazu sagt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schaeder, Burkhard 1993: Lehnwort. In: Glück, Helmut (Hg.) 1993: Metzler-Lexikon Sprache. Stuttgart, Weimar: Metzler. S. 358.
- Schmitz, Ulrich 1995: Intellektuelles Geschwätz. Intellektualistischer Sprachstil als erfolgreich scheiternde Einrichtung zur Erzeugung von Übersinn. In: Grosser, Wolfgang; James Hogg; Karl Hubmayer (Hg.) 1995: Style: Literacy and Non-Literacy. Contemporary Trends in Cultural Stylistics. Lewiston, Salzburg: The Edwin Mellen Press (= Salzburg University Studies). S. 319-339.
- Schrodt, Richard 1995: Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen. Wien: Passagen.
- Stoltenberg, Hans L. 1943: Vernunftsprachtum. In: Maurer, Friedrich; Fritz Stroh (Hg.) 1943: Deutsche Wortgeschichte. Bd. II. Berlin: de Gruyter (= Grundriß der germanischen Philologie 17^{II}). S. 157-190.
- Teubert, Wolfgang 1988: Der gelehrte Jargon – Ein deutsches Phänomen? In: Sprachreport 4/1988, 1. S. 9-12.
- Vater, Heinz 2000: Begriff statt Wort – ein terminologischer Wirrwarr. In: Sprachreport 16/2000, 4. S. 10-13.